

Halleische Zeitung.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Expedition Halle, Leipzigerstraße 37.

Halle a. S., Mittwoch 16. Dezember 1896.

Beitler Bureau Berlin SW, Unter den Eichen 3

Die Justiznovelle gescheitert!

Die Justiznovelle ist gescheitert; gestern Nachmittag erklärte der Reichstag...

Es ist natürlich, daß sich angeichts dieses kläglichen Ausgangs zuerst die Frage aufdrängt, wer dafür die Schuld zu tragen hat. Die Herrlichen Blätter haben zuerst diese Frage aufgeworfen und sofort auch beantwortet...

Ueber den Verlauf der gestrigen Sitzung geben wir nachfolgendes Stimmungsbild: Unter großer Kläglichkeit im Hause nahm der Reichstag gestern die Beratung der Justiznovelle wieder auf...

den Redner kaum die geringste Aufmerksamkeit. Der Abgeordnete Rintke...

Der Reichstag hat sich heute Morgen mit der Beratung der Justiznovelle beschäftigt. Der Reichstag hat sich heute Morgen mit der Beratung der Justiznovelle beschäftigt...

Wichtiglich der Orientfrage

zeigt sich Europa von einer erstaunlichen Lebhaftigkeit. Die Worte zeigt sich Europa von einer erstaunlichen Lebhaftigkeit. Die Worte zeigt sich Europa von einer erstaunlichen Lebhaftigkeit...

gegenübersehen wagen, man darf deshalb erwarten, daß dem Verlangen der Reichstag folgen werden wird. Allein in der Sache selbst ist nichts gewonnen...

Deutsches Reich.

\* Der Kaiser arbeitet gestern Vormittag im Neuen Palais mit dem stellvertretenden Chef des Militärkabinetts Oberlen v. Willamow...

\* Dem Bundesrat ist nunmehr der Entwurf der Militär-Strafprozedur von der Kommission wieder zugegangen. Er dürfte noch vor den Weihnachtsfeiertagen an den Reichstag gelangen...

\* Das Verlangen des Staatssekretärs der Auswärtigen Anstalten, Freiherr v. Wertheim, hat sich so weit gehend, daß er gestern Nachmittag für kurze Zeit das Wort gefaßt konnte.

\* Die Frage des Reichstagspräsidentenbüchens scheint sich doch nicht ganz so glatt erledigen zu lassen, als man in beteiligten Kreisen angenommen haben dürfte...

\* Wie die Nord. Allg. Ztg. mitteilt, ist im Kultusministerium von einem Wiedertritt des Geheimen Ober-Regierungsrats Dr. Max Jordan...

\* In fünf unterrichteten Kreisen wird, wie man bei „Straßburg“ schreibt, behauptet, das Urtheil gegen Premierlieutenant v. Grünberg habe auf 1 Jahr 2 Monate Gefängnis gelautet...

\* Das Duell Oberst v. Kretschmann, so schreibt das „Volk“, in welchem der Oberster den Obersten Gatten über den Kaufmann schloß...

\* Eine Erklärung, welche zwischen dem deutschen Reich und Frankreich betreffend die Regelung der Vertragsbeziehungen zwischen Deutschland und Tunis ausgearbeitet worden ist...

\* Zum Fall Becker. Vor Kurzem war in Marburg ein Geheimen Regierungsrath aus Berlin anwesend, um einzelne Beamte des Verleumdungswerkes...

\* Wie die „Nat.-Ztg.“ berichtet, hat das Kammergericht die Verordnung des Reichspräsidenten zu Bosen vom 17. April 1891...

\* Dank dem Entgegenkommen der portugiesischen Regierung sind, wie die „Nord. Allg. Ztg.“ vermerkt, die Unterhandlungen im besten Gange...









(Nachdruck verboten.)

**Schuldig.**

38) Roman aus dem Engliſchen von Frank Barrett.

„War Norman da?“ fragte Edith lebhaft, als ſie mit Thomas allein war.

„Nein, Madame. Vor morgen Mittag wäre ſein Erſcheinen auch nicht zu erwarten. Indeß aber werden wir durch das Meer von ihm getrennt ſein, das heißt, falls Ihre Kräfte die Reife geſtatten.“

„O, ich werde ſtark genug ſein, ich fühle mich wieder hergeſtellt, der Schlaf hat mich geſtärkt. Mein Zuſtand ſoll kein Hinderniß bilden.“

„Wenn Sie die kommende Nacht auch noch durchſchlafen, ſo brauchen wir die Abreise nicht zu verſchieben.“

„Ich werde ſchlafen, ganz gewiß,“ betheuerte ſie, als hinge es von ihr ab.

Sie beeilte ſich, den Koffer zu packen, als ſei keine Zeit zu verlieren.

Als Thomas dem Hotelier den Ausſpruch des Arztes mittheilte, wonach dieſer den Ausbruch eines Nervenfiebers bei der Patientin befürchtete, legte der Hotelier dem jungen Manne ſeinen Wuſch nahe, daß dieſer mit ſeiner Herrin das Hotel verlaſſe.

Jetzt, da ſich dieſe Ausſicht zeigte, begleitete er Thomas zum Strand, um zu hören, wann die Abfahrt erfolge. Sie war auf acht Uhr beſtimmt und Thomas konnte ſicher ſein, zur rechten Zeit geweckt zu werden.

Schon eine Stunde früher fanden ſich die beiden Reiſenden auf dem Dampfer ein, und während Edith ſich in der Kajüte inſtallirte, ließ Thomas vom Deck aus ſeine Blicke im Hafen umherſchweifen.

Dr. Norman war nicht in Sicht, doch fühlte ſich der junge Mann erſt ſicher, als das Schiff auf hoher See dahinglitt und an eine Umkehr nicht zu denken war.

Von der nächſten Station aus führen die Flüchtlinge mit der Eiſenbahn weiter. Thomas benachrichtigte Ninny telegraphiſch von ſeiner bevorſtehenden Ankuft in London, und daß er ſie, falls ſie ſich nicht am Bahnhof einfinden würde, in Chislehurſt aufzuſuchen gedenke.

Der Zuſtand der jungen Frau machte ihrem Beſchützer Sorgen. Er ruhte nichts von Krankheiten und ihren Symptomen, doch war nicht ſchwer herauszufinden, daß Ediths Befinden ſich eher verſchlimmerte als verbeſſerte.

Ihr Zuſtand ſiel ſogar dem Kondukteur auf. Auf jeder Station kam er, ſeine Hilfe anzubieten, bald brachte er eine Wärmeflaſche, bald eine Umhülle, weil ſie fürchtbar froh und zitterte.

Sie klagte über Durſt und er brachte ihr hie und da Waſſer. Dieſe Gefälligkeiten, welche Thomas einetheils zufriedenſtellten, erfüllten ihn andererseits mit Beſorgniß.

„Offenbar würde Dr. Norman, falls er durch den Arzt in Douglas oder den Hotelier in Ramſay von dem leidenden Zuſtand ſeiner Frau erſühre, von dem Kondukteur auf die weitere Spur gelenkt werden,“ dachte Thomas.

Als der Zug in den Londoner Bahnhof einfuhr, ſtand Ninny bereits auf dem Perron. Thomas erkannte ihre ſchlankte, elegante Geſtalt und ſtreckte winkend ſeine Hand aus.

Sogleich eilte ſie mit dem Kondukteur auf ihn zu. Edith war nicht im Stande, ſich aufrecht zu erhalten und mußte in den Wagen getragen werden.

Thomas fand Gelegenheit, mit Ninny ein paar Worte zu wechſeln.

„Wo iſt Kapitän Bromley?“ fragte er.  
„Auf Reiſen, und er wird ſchwerlich vor acht Tagen zurück ſein.“

„Wo wird er nach ſeiner Rückkehr wohnen?“  
Ninny kräufelte die Lippen, ſie ichien wenig Luſt zu haben, dieſe Frage zu beantworten.

„In Chislehurſt?“ fragte Thomas.

Sie ſchwieg.

„Seien Sie nicht thöricht,“ rief er erzürnt, „wenn Sie Mrs. Norman nicht helfen wollen, ſo gehen Sie Ihres Weges. Doch werde ich Ihre Widerſeglichkeit dem Kapitän melden, ſobald er zurück iſt. Uebrigens kann ich es durch den Advokaten Mr. Grote erfahren.“

Sie wurden unterbrochen.

„Raſch,“ raunte er ihr noch ſchnell zu, „iſt es Chislehurſt?“

„Ja,“ erwiderte ſie unwillig.

Er gab ihr einen Wink, in dem Wagen neben Edith Platz zu nehmen und ſetzte ſich den beiden Frauen gegenüber.

„Wohin fahren Sie?“ fragte der Wachmann, der hinzugetreten war.

Thomas nannte den Namen der Villa in Chislehurſt, den der Kutscher nicht kannte und deren Lage man ihm erſt erklären mußte.

Der Kutscher murkte über die Entfernung, worauf der Wachmann die Nummer des Wagens aufſchrieb.

Das Raſſeln der Droſchke verhinderte jedes Geſpräch. Thomas entwarf einen Plan, wie er Edith ihrem Gatten fernhalten könnte. Er beſchloß, ſich nicht an Mr. Grote zu wenden, denn er hatte keine hohe Meinung von deſſen Geſchicklichkeit, auch könnte er bei möglichſt wenig fremder Hilfe größere Anſprüche an die Dankbarkeit des Kapitäns erheben.

Endlich kam ihm ein Einfall, der beſonders günſtig ichien. Er konnte kaum das Ende der Fahrt erwarten, um ihn mit Ninny zu beſprechen und ihre Meinung darüber zu hören.

Gegen neun Uhr Abends hielt das ermüdete Roß vor der hüßlichen Villa des Kapitäns.

Hier war Ninny Herrin, ihre Befehle wurden von der übrigen Dienerschaft reſpektirt.

„Erwähnen Sie nicht Mrs. Norman's Namen,“ raunte ihr Thomas ins Ohr.

Sie warf ihm einen Blick zu, als wollte ſie ſagen:

„Sie müſſen mich nicht für eine Närrin halten.“

Dabei ſetzte ſie fort, ihre Befehle zu ertheilen.

Edith hatte die Fahrt in unrubicem, ſieberhaftem Schlummer verbracht, ſie wurde in halb bewußtloſem Zuſtand ins Haus gebracht. Es wurde ſchnell in einem der Schlaſzimmer geheizt und Edith zu Bett gebracht.

Als die Kranke untergebracht war, fand eine Unterredung zwiſchen ihren beiden Beſchützern ſtatt.

„Jetzt werde ich Sie bitten, Mr. Peters,“ begann Ninny in gemäßigtem, kaltem Tone, „mir Ihr Vorgehen zu erklären. Sie haben ſich der Mrs. Norman bemächtigt, um einen perſönlichen Nutzen aus dem Geheimniß zu ziehen, das ich Ihnen anvertraut habe.“

„Das liegt mir ferne,“ gab Thomas zurück. „Wenn ich das bezwecken würde, ſo hätte ich mich nicht im letzten Augenblick, da ich im Begriffe bin, die Früchte meiner Bemühungen und Beſchwern den einzuharfen, welche mit der Rettung der Mrs. Norman in Verbindung ſtanden, an Sie gewendet. Hätte ich nicht die Hilfe Mr. Grote's in Anſpruch nehmen können, die er mir für vorkommende Fälle anbot?“

Ich habe Ihre Briefe nicht beantwortet und den Verkehr mit Ihnen abgebrochen, aber wenn wir die Zeit finden, dieſe

Nebenfachen zu erörtern, sollen Sie die Gründe erfahren, die mich dazu bewogen.

Wir haben sehr wichtige Dinge zu besprechen. Es genügt nicht, daß Mrs. Norman hierher gebracht wurde, sie muß auch hier bleiben. Im Falle uns das gelingt, so ist uns eine namhafte Belohnung für unsere Dienste gewiß; verlieren wir aber die Lady, so erhalten wir nicht einen Pfifferling.

Dr. Norman ist auf der Jagd nach seiner Frau. Findet er sie, dann nützt weder unser Weiber sammt der Dienerschaft Schutz, noch die Weisheit des Advokaten. Dr. Norman hat das Recht, sie unseren Händen zu entreißen. Er ist auf unserer Fährte, und in vierundzwanzig Stunden wird er an unsere Thür pochen und die Auslieferung seiner Frau fordern.

Diese Worte brachten Ninny zur Vernunft, sie überlegte, wie Dr. Norman fernzuhalten sei.

„Was gedenken Sie zu thun, Mr. Peters,“ fragte sie in mißlichem Tone.

„Traten Mr. Bromley und seine Frau gleich nach der Hochzeit ihre Reise an?“

„Bald darauf, ja.“

„Und wo befinden sich denn der alte Philosoph und die Wirthschafterin?“

„Mr. Schlobach ist in Deutschland und Miß Trevor kehrte gleich nach Faulcondale zurück.“

„Giebt es hier unter der Dienerschaft vielleicht Jemand, der bei der alten Mrs. Bromley diente und Miß Doris bei ihr sah?“

„Die Köchin ist die einzige, doch kann man ihr trauen, da sie meine Vermittelung braucht, um ihrem Mann einen Portierposten zu verschaffen.“

„Dann müssen wir sie ins Geheimniß ziehen, da sie Miß Mrs. Norman gesehen hat.“

„Ich verstehe Sie nicht.“

„Gedulb. Ist sonst noch Jemand in der Nachbarschaft, der Mrs. Valentin Bromley kennt?“

„Nein, es sei denn der Wohnungsvermittler, der ihnen die Wohnung zeigte.“

„Von ihm ist nichts zu fürchten. Wann erwarten Sie Mrs. Bromley zurück?“

„Nächste Woche, am 27. oder 28. Mrs. Bromley wird mich einige Tage zuvor avisiren, um das Haus in Stand zu setzen.“

„Das trifft sich ausgezeichnet,“ fiel Thomas vergnügt ein. „Es liegt kein Hinderniß zur Ausführung meines Planes vor und zwar müssen wir ihn sofort verwirklichen, weil Mrs. Norman unverzüglich eines Arztes bedarf. Jetzt gehen Sie zu der Köchin, Ninny, bevor sie mit den anderen Dienstleuten gesprochen hat, und sagen Sie ihr, daß sie unser Geheimniß bewahren und Ihre Anordnungen befolgen müsse, falls ihr ihre Stelle lieb ist, und sie den Posten für ihren Mann erlangen will.“

„Wir können uns auf ihre Verschwiegenheit verlassen. Was für Anordnungen habe ich ihr zu ertheilen?“

„Vor Allem muß sie bei der Dienerschaft die Nachricht verbreiten, daß die kranke Lady oben ihre Herrin, Mrs. Valentin Bromley ist.“

„Mrs. Valentin Bromley?“

„Ja, nur so können wir Dr. Norman Trog bieten. Wir müssen allgemein die Nachricht verbreiten, daß Mrs. Bromley zurückgekehrt ist. Wo immer auch Dr. Norman nachsprägt, muß ihm diese Auskunft zu Theil werden. Ungeachtet aller seiner Bemühungen wird es ihm nicht gelingen, zu ihr zu dringen und sie uns zu entreißen. Ohne diese Vorichtsmaßregeln würden wir es nicht verhindern können, daß er seine Frau gerichtlich zurückfordert, und ist sie einmal aus unseren Händen, so entgeht uns auch der Lohn.“

„Ich verstehe, wenn aber die wirkliche Mrs. Valentin zurückkommt?“

„Ueberlassen Sie das mir. Sagten Sie nicht, Kapitän Bromley werde Sie von seiner Ankunst avisiren? Das wird uns ermöglichen, die Sache in Ordnung zu bringen. Jetzt gehen Sie hinunter und berichten Sie mir dann Ihr Gespräch mit der Köchin.“

Während Thomas darüber nachdachte, aus welchem Orte einen Arzt zu holen — denn er fürchtete, daß Dr. Norman durch den hiesigen Doktor die Personsbeschreibung seiner Gattin erlangen könne — kehrte Ninny mit der Nachricht zurück, daß die Köchin das Gesinde bereits davon unterrichtete, daß ihre Herrin krank angelangt sei.

Thomas erzählte ihr von dem Begebniß in Ramsay, wie Dr. Norman sofort zu dem dortigen Arzt gegangen war, um sich nach seiner Gattin zu erkundigen, und fragte Ninny um Rath.

„D, wenn sonst nichts zu befürchten ist, das läßt sich leicht ordnen!“ rief sie. „Bevor ich zu Mrs. Bromley kam, war ich bei einem Arzt in Saville im Dienst, und wenn Sie es wünschen, kann ich ihn telegraphisch hierherrufen.“

Thomas ging selbst zur Post, nicht ohne vorher Jemand im Portierstübchen placirt zu haben, der den Auftrag erhielt, etwaige Besucher unter dem Vorwand, Mrs. Bromley sei zu krank, um empfangen zu können, abzuweisen.

Jetzt galt es nun, dem Arzte eine neue Erzählung aufzubinden.

„Das ist eine Kleinigkeit,“ meinte Ninny, mit der sich Thomas berieth, „man vermuthet bei der Dienerschaft nie ein Einverständnis mit der Herrschaft. Es wird genügen, wenn Sie dem Arzte sagen, daß Mrs. Valentin leidend ankam, und ich es für rathsam hielt, in Abwesenheit des Kapitäns ihn auf meine eigene Verantwortung holen zu lassen. Er wird keine weiteren Fragen stellen, ein Blick auf das Haus wird ihn belehren, daß er keines Honorars sicher ist, das ist ihm die Hauptsache; einem Arzt kommen oft mysteriösere Fälle vor als dieser.“

Die Trennung eines neuvermählten Paares, die Krankheit der Gattin sind Umstände, die ihm oft genug in seiner Praxis begegnen. Ich habe nicht umsonst bei einem Doktor gedient, ich hörte da mancherlei Geschichten.“

Thomas stimmte dem Mädchen zu, weil er kein Freund von unnöthigen Lügen war, sie konnten ihn unter Umständen in eine gefährliche Lage bringen.

Der Arzt wurde von Ninny empfangen, er untersuchte die Kranke und versprach, eine geeignete Wärterin zu schicken und am nächsten Tage wiederzukommen.

(Fortsetzung folgt.)

## Nach etwas Neues über Fritz Reuter.

Des Buches „Aus Fritz Reuter's jungen und alten Tagen“ zweiter Band wird demnächst auf den Büchermarkt kommen, manches Dunkel und manches Ungewisse erhellen und sicher stellen und das Bild des Dichters in noch schärferen Umrissen als bisher den zahlreichen Freunden und Verehrern seiner plattdeutschen Muse erscheinen lassen. Der Reuter-Verleger D. C. Hinrichs in Wismar hat der Presse die Aushängeboogen der neuen Reuter-Publikation von Carl Theodor Gädery zur Durchsicht überlassen: es sei das Wichtigste hier darüber mitgetheilt.

Zunächst erfahren wir Ausführlicheres und Genaueres über die Eltern des großen plattdeutschen Humoristen, die er über Alles liebte und denen er beim Verlassen seiner Heimath auf einem Hügel eine Gedächtniß-Eiche pflanzte. Seine Mutter war eine echt mecklenburgische Frohnatur, aber beständig leidend; sie war ganz und gar gelähmt nach der Geburt eines zweiten Sohnes, der schon früh dem Tode entgegenging. Die arme Frau mußte vom Bett zum Sopha, vom Sopha zum Stuhl getragen werden; er behielt nur eine blasse, in Decken gehüllte Frau im Gedächtniß, gleichwohl blieb sie bis an ihren frühen Lebensabend heiter und von heroischer Geduld. So war die Bürgermeisterin Johanna Reuter, geborene Delpke; „Tante Hannchen“ nannten sie die beiden Adoptivtöchter Elfette und Sophie und die ihrer Pflege anbefohlenen Nissen Ernst und August, die Söhne des verstorbenen Nektors zu Dömitz. Schon im vierzigsten Lebensjahre, am 19. Mai 1826, entschlief sie, deren Schooß uns einen Dichter von Gottes Gnaden geschenkt. Immer wieder kam Fritz Reuter auf diese liebe, fromme, mit dem Vater, dem Gatten stets nachsicht übenbe Frau zurück, und die Schilderung ihrer letzten Lebensstunden, die der Pflegesohn August zu Staffenhagen in einem Briefe an seine Mutter davon entwarf, ist ergreifend. Ganz anders ist der Bürgermeister Reuter gewesen, des Dichters Vater; er erinnert in seinem Wesen in etwas an den Vater Goethe's. Eine gesunde, gedrungene, nur Wahrheit fordernde, Achtung heischende Natur, ein „Mann der rauhen Tugend“, streng gegen sich selbst, strenger gegen andere, am allerstrengsten aber gegen seinen Fritz, der in seiner Jugend ein Feuerbrand gewesen ist, wie es die meisten Poeten waren. Gädery nennt ihn „selbsterblich, unbeugsam, praktisch.“ Gegen diese praktisch veranlagten Väter haben die im Anfang noch im Irrgarten der

Poesie umherschwärmenden Söhne stets einen schweren Stand, und es ist beklagenswerth, daß es den Vätern selten vergönnt ist, die Söhne die Höhen des Ruhmes erklimmen zu sehen; auch nicht die Mutter jeden Dichters vom ersten Range erlangt das schöne hohe Alter der „Frau Nath.“ Der alte Neuter war, wie man im Lande der Obotriten sagt, „steinpöttisch,“ eine weibliche Natur. Es ist selbsterständlich, daß er seinen Fritz liebte, allein Vater und Sohn verstanden sich ganz und gar nicht. Man muß, wenn man erfährt, daß der Vater seinen Sohn Fritz, ehe dieser noch das letzte Wort zu seiner Vertheidigung hatte sprechen können, einfach für einen „verlorenen Sohn“ hielt. In vielen Punkten trafen sie mit ihren Charaktereigenthümlichkeiten mit einander zusammen; waren sie aber bei einander, lag etwas wie ein Abgrund dazwischen. Als der Vater starb, glaubte er den Sohn unter Curatel stellen zu müssen. Die Liebe zum Zeichnen hat Neuter von seinem Vater ererbt. In Göttingen hatte der Alte als Student der Rechte bei dem berühmten Kupferstecher Kiepenhausen — man denke an dessen Wiedergabe der Hogart'schen, von Lichtenberg erklärten Stiche — die Zeichnungskunst eifrig betrieben; Enkelin und Tochter bewahren noch heute gut gemeinte Kreide- und Tuschezeichnungen nach antiken Büsten auf; aber über Frigens hervorragendes Talent in dieser Kunst hatte der Vater nur ein abfälliges Urtheil, wollte er sich doch in seinem Sohn seinen Nachfolger erzielen, einen tüchtigen praktischen Juristen. Auf der alten, schon 1429 erwähnten „Gelehrtenschule“ zu Friedland in Mecklenburg-Strelitz waren Männer wie Wegener, Boffart, Gesellius, Horn, Nieman und Zehlfste seine Lehrer; bis 1828 besuchte Neuter das Gymnasium dieser alten, mit Mauern und Thürmen umgebenen Stadt. Er war damals ein stämmiger Bursche mit hellem, blondem Haar und freundlichem Gesicht. Darin nach er von seinem schwarzbraunen Kousin (August) ab, mit dem er bei Frau Konrektor Schulz in der „Achtersträß“ in Pension war. Fritz zeichnete gern, namentlich Köpfe; des Achilles erinnern wir uns besonders, da uns der stolze Helm sehr imponirt hatte, einer Skizze in schwarzer Kreide. „Schade, daß diese Reliquie,“ berichtet ein Vertreter der Familie Boffart weiter, „welche wir bejaßen, verloren gegangen ist.“

Der Bürgermeister ließ seinen Sohn regelmäßig zu den Ferien mit einem Fuhrwerk abholen und zurückbringen. Die Knaben botanisirten im Sommer; wenn sie Rast hielten unter den Bäumen am Hageborn, dann vergaßen sie fast die Heimkehr über ihres Kameraden Erzählerkunst, der „Ivanhoe“ gelesen hatte und mit Begeisterung aus dem Gedächtniß vortrug.

So war er allgemein beliebt, freilich kein Musterjüngling, aber das ist auch kein Unglück gewesen. — Was in dem Jungen geheckt, hat der Mann gezeigt. Sein eigenes Portrait, das er nach Hause schickte, ist erhalten und in dem Gädberg'schen Werke vervollständigt worden. Weniger bekannt wird es vielen gewesen sein, daß schon damals Scott auf den Knaben einen mächtigen Eindruck machte. Als Julian Schmidt in späteren Jahren aus des Dichters Munde erfuhr, daß der Verfasser von „U mine Stromtid“ ein überschwänglicher Verehrer der Scott'schen Romane sei und in den Stunden der Weisheit immer wieder ein Kapitel daraus lese, verlor der scharfe Literaturhistoriker alle Schärfe und fiel Neutern begeistert um den Hals.

Neuter hatte in Friedland einen Spitznamen erhalten, nämlich „Charles XII.“ Als Dr. Boffart, sein Lehrer, ihn gefragt hatte, wie weit er mit seiner französischen Literaturkenntniß vorgegangen sei, nannte er den Titel des viel angefochtenen Werkes Voltaire's, seit welcher Zeit unter dem Namen „Charles douze“ beibehielt, mit dem er sich auch unterzeichnete. In Friedland, das den ältesten Turnplatz seit 1814 besitzt, lag er der Turnkunst mit ganzer Begeisterung ob; er erreichte eine große Fertigkeit darin, auch im Schwimmen. Es war zugleich die Periode der goldberänderten Stammbücher; auf den Blättern waren die Worte; „Freiheit, Ehre, Vaterland“ und das bekannte: „Frisch, fromm, fröhlich, frei“ natürlich stets vertreten, auch fehlten nicht die nöthigen Embleme, als da sind: die bequamselte Tabakspfeife, aus der meistens schon der Gropwater geraucht, Glas und Weinflasche, die gekreuzten Schläger, Abbildungen vom Carcer und dergleichen. Als Neuter Ostern 1828 in Moltke's Geburtsstadt Barchim seine Gymnasialzeit weiter lebte, fand er denselben burlesken Ton auch hier vor; die Schüler hielten sich schon für Studenten. An Schwänken und Zechereien fehlte es nicht; im Jahre 1828 am 7. Februar trug ein Freund Neuter's die heute ab und zu noch angeführten Strophen: „Wer Gott vertraut, frisch um sich haut, kann nie zu Schanden werden,“ in das Schülernammbuch ein.

In Barchim hatte er auch einen Schulichas, sie hieß Adelberg Wülhoff. Eine dichterische Huldigung für seine Herzensdame fand man auf dem inneren Umschlag des von ihm benutzten „Französisch-deutschen und deutsch-französischen Handwörterbuch“:

„Darf ich erbitten die Günst, mit Ihnen zum-Tanze zu eilen?  
Freilich fehlt mir der Takt, Ihnen doch fehlt er nie.“

Im Jahr 1829 war Fritz Neuter Primaner; sein m-laffungszeugniß datirt vom 24. September 1831.

Neuter hielt das Friedrich-Franz-Gymnasium in gutem Andenken; an Karl Bartsch schrieb er am 19. Oktober 1864 aus Eifenach: „Ich bin heute in einer unbehaglichen mecklenburgischen Heimweh-Stimmung: In Barchim, von wo ich zur Universität Rostock abging, feiert man morgen und übermorgen das dreihundertjährige Jubiläum der Schule — und ich bin nicht dabei; ich wollte erst die Zeit nicht daran wenden, und nun, da's zu spät ist, fühle ich Sehnsucht, vermischt mit Neue.“

Nun kommen die Tage von Jena, die verhängnißvollen, im Mai 1832, nach dem in Rostock verlebten ersten Semester, übersiedelte er nach dort. „Er trat in die Germania,“ wie es in der theilweise erhaltenen handschriftlichen Familiendchronik des weiland Pastors August Neuter, seines Oheims, heißt. Neuter machte sich bald bekannt durch sein Biertrinken, durch Straßenlärmern, besuchte die Kollegia, erwarb sich den Ruf eines tüchtigen Kopfes, doch war er etwas roh und allgemein bekannt durch seinen weißen Flauch mit schwarzem Kragen, mußte dabei viel Geld haben, was aus Allem hervorging. Politisches hat ihn ferngelegen. Nur das Studentenleben von altem Schrot und Korn war seine Waise, und der „Bier-Neuter“ wurde bald sein Name“ u. s. w. Nach allen möglichen urteutonischen Scherzen und Ergüssen ertheilte ihn eines Tages das Verhängniß. Der akademische Senat wollte wissen, welche Studirende, die bereits Abgangszeugnisse erhalten hatten, wieder nach Jena zurückgeführt wären. Man gedente aber, welsch ein abscheuliches Verbrechen darin lag. Neuter gehörte nicht zu den Unholden, die, trotz des mit dem Univeritäts-Insigel versehenen Sittenzeugnisses in Händen, Jena wieder betreten hatten, aber er war von dem ihm nie gewogenen gewesenen Rebelle als verdächtig bezeichnet worden, an nächtlichen Tumulten in der Stadt theilgenommen zu haben. Troßdem dies nicht der Fall gewesen, erhielt er vom Prorektor und Senat folgendes Detret zugesandt: „An den stud. jur. Neuter zu Stavenhagen“ (nach hier hatte er sich nämlich über Camburg bei Jena begeben). „Nachdem Wir am heutigen Tage beschloffen haben, daß der stud. jur. Friedrich Neuter aus Stavenhagen, dafern er hierher zurückkehren würde, im polizeilichen Wege von hier wieder weggewiesen werden solle, machen Wir demselben solches hiermit bekannt, um ihm etwaige Reisekosten zu ersparen.“ Dieses würdige Dokument ist am 13. März 1833 ausgestellt worden und bedarf keines weiteren Kommentars. Aber Neuter hing an Jena mit ganzem Herzen, die Worte des alten Pastors an „Hanne Rüte“ sind aus seiner eigenen Ueberzeugung heraus geschichtet; wer hätte sie nicht im Gedächtniß?

„Ich bin ein Jahr darin gewesen,  
Als ich noch Studiojus war.  
Was war das für ein schönes Jahr!“

Es kommt die Festungszeit, die alle Leser durch die Schilderung des Dichters im Geiste mit erlebt haben. Nur noch eine Episode aus der Dömnitzer Zeit sei hier angeführt; es war die leidigste Periode, und der Kommandant Oberstlieutenant v. Bülow und Familie bemühten sich, Neutern das Leben so angenehm, wie unter den gegebenen Verhältnissen möglich war, zu gestalten. Nun aber verliebt sich Fritz Neuter in des Kommandanten wunderholbes Tochterlein Frieda. „Die stille Leidenschaft,“ erzählte Gädberg, „wuchs von Tag zu Tage. Gelegenheit oft mit ihr zusammen zu sein, fand sich bald. Da nämlich die Geliebte und ihr Bruder August Zeichentalent offenbarten, so erbat und erhielt Neuter die Erlaubniß, ihnen Unterricht zu ertheilen. Einst schickte er den Bruder weg, um draußen etwas zu skizziren. Mit der Angebeteten allein, erklärte er knieend seine Gefühle, als unvermuthet der Oberst-Lieutenant in die Thür trat. Nach einer heftigen Scene und Auseinandersetzung mußte der Unglückliche zur Wache und durfte sich nicht mehr im von Bülow'schen Hause sehen lassen. Wochen vergingen so, bis er der Frau Oberstlieutenant auf dem Wall begegnete und sie um gütige Vermittelung anflehte. Ein Zufall kam bald darauf ihm zur Hilfe. Eines Abends war das Schloß mit Rauch erfüllt. Keiner konnte das Feuer finden. Neuter irrte

herbei, schnüffelte schnell umher und hieß mehrere hingeeilte Leute den Pfeifenschrank des Herrn Kommandanten fortrücken. Dieser wollte nichts davon wissen. Mit Energie schob Reuter selbst den Schrank von der Wand ab, und die Flammen schlugen gerade dort aus dem Fußboden empor. Der Herd des Feuers war entdeckt, es konnte rasch gelöscht werden, und der Groll des Bestrengens wich einer versöhnlichen Stimmung. Die Fürsprache seiner Gemahlin that das Ihrige. „Na hören Sie mal, Herr Reuter! Sie sind nun unser Retter.“ sprach der alte, originelle Oberstlieutenant. „Dafür danke ich Ihnen; aber nun will ich Ihnen noch was sagen. Sie sind nicht der Ritter meiner Töchter, denn dafür danke ich auch. Na ja! Ich will das vergessen; aber nun schreiben Sie man mal das ein bißchen auf, was ich Ihnen nun diktiere: „Ich Endesunterzeichneter erkläre hiernit, daß die Töchter des Herrn Kommandanten Oberstlieutenant v. Bülow mir von jetzt an alle gleichgiltig sind. Friedrich Reuter, stud. jur., Staatsgefänger auf der Festung Dömitz.“ Was? Jawoll, ich glaube, das ist gut so. Nun gehen Sie man wieder hinüber, und dann kommen Sie man heute Abend wieder zu 'ner Parthie Schach.“

In dem vorliegenden Buche sind manche Gelegenheitsgedichte und Polterabendscherze mitgetheilt worden, die nicht ohne poetischen Werth sind. Er unterließ es nicht, der Kommandantentochter von der Beste Dömitz seine Zuneigung zu bewahren; er hätte kein deutlicher Dichter sein müssen, wenn er der Königin seines Herzens nicht in Versen gestanden, was er ihr laut nicht mehr gestehen durfte. Frieda liebte den stürmischen Jüngling in Stullen wieder, der Bruder von ihr, August von Bülow, spielte die gefährliche Rolle des Vermittlers und überbrachte der Schwester die Briebe ihres Anbeters, welche diese, scheinbar darüber entrüstet, vor den Augen des Ueberbringers in tausend Stücke riß und auf die Erde warf, um die papierenen Trümmer hernach, wenn sie allein war, mit unfäglicher Mühe wieder zusammenzulesen und in sich aufzunehmen. Reuter ist hier noch ganz hochdeutscher Lyriker. Nur einige Strophen wähle ich aus der Fülle des Vorliegenden heraus:

Ich liebe Dich! Und sprich' es immer, immer  
Ganz leis, allein dem Herzen klingt es laut;  
Und diese Liebe ist nicht Liebeschimmer,  
Der Himmel hat sie tief in's Herz gebaut.

Ich liebe Dich, als wärst Du eine Blume,  
Die ewig, ewig schön dem Herzen blüht,  
Und trage Dich im innern Heiligthume,  
Wo nur die reine Liebe für Dich glüht.

Und soll' ich niemals liebend Dich umfassen  
Und halten Dich auf ewig liebeswarm —  
D dann, dann könnt' ich Erd' und Leben hassen,  
Und alle Welten wären für mich arm. —

Er kehrt in's Vaterhaus zurück nach siebenjähriger Haft, und nun ruft er die ergreifenden Worte aus, die jeder kennt: „Wat nu?“ — Er hatte die Freiheit, aber diese Freiheit war keine goldene. Dies ist alles genügend bekannt. Ueber die Tage von Tübingen und Heidelberg und über die Werbung um seine künftige Frau kann man hinweggehen. Als sein Vater am 22. März 1845 die Augen schloß, kam ihm die Welt nur noch einsamer und öder vor, aber in dem Schmerz um den herben Verlust trat der Trost um die Erbschaft ihm lindern entgegen. Er dachte an Luise und an die Pachtung eines kleinen Landguts: in dem Testament fand er aber nichts Anderes als die alte väterliche Härte wieder, denn der Bürgermeister hatte bestimmt, daß sein Sohn erst nach vierjähriger Enthaltsamkeit im — Trinken (!) das Kapital von 5000 Thalern bekommen sollte, bis dahin nur den Zinsgenuß, und auch diesen sollte er bei etwaiger Verheirathung gänzlich einbüßen! Nun fühlte sich der Unglückliche ärmer als hinter den „Schwedischen Gardinen“ der Festungen von Silberberg, Glogau, Magdeburg und Graudenz. Und so tritt er in seine Stromtid ein, vom Ungewissen in das Sichere, in das Glück, in den Ruhm.

## Allerlei.

„En passant“ geschlagen. Der Sicherheitsbeamte Joseph Hoffert von der Polizeidirektion in München war letzter Tage in Begleitung eines zweiten Münchener Kriminalbeamten in dienstlicher Angelegenheit in Zürich, indem er einen des Mordes verdächtigen Verhafteten zur Konfrontation hieher zu geleiten hatte. Gestern machten die beiden Beamten mit zwei hiesigen Kollegen einen Spaziergang durch die Stadt. Blödsich stieß Kommissar Hoffert auf dem Trottoir still

und beobachtet einen Augenblick einen Fremden, der auf der anderen Seite der Straße vor einem Juwelierladen steht und die Auslage mit großer Aufmerksamkeit mustert. Herr Hoffert stößt seinem Begleiter etwas ins Ohr, tritt dann zu dem Fremden und klopf ihm gemächlich auf die Schulter. Der Mann schaut sich um und erleuchtet — er hat den bayerischen Kriminalbeamten erkannt. „So, so, Meister Lampel,“ sagt dieser gemächlich, „geben Sie auch in der Schweiz grade Gastrollen? Es gefällt Ihnen gewiß hier in Zürich außerordentlich, wohl noch besser als in München?“ Der Angeredete — auf dem Polizeirapport steht er kurz signalisiert als Paul Julius Lampel, Photograph, geboren 1853, berüchtigter Banknotenfälscher, Eindreher und Hochstapler — drehte sich um und wollte sich schleunigst aus dem Bereiche der ihm höchst unangenehmen Begegnung entfernen. Der Polizeimann aber verstand den Handel nicht also, sondern nahm den Mann fest bei der Hand, was für seine Begleiter selbstverständlich das Zeichen war, näher zu treten. Als Meister Lampel merkte, daß es Ernst galt, warf er sich in die Brust und bemerkte dem Kommissar, hier auf freiem Schweizerboden habe er als bayerischer Beamter kein Recht, ihn festzunehmen. Mittlerweile war der Züricher Polizeibeamte an ihn herangetreten, packte ihn mit festem Griff und sagte: „Seien Sie nur unbeforgt, der bayerische Kommissar wird Sie nicht verhaften, das dürfen Sie getroßt uns überlassen.“ Damit erfolgte die Verhaftung des schon seit längerer Zeit vergeblich gesuchten Gauners. In fröhlicher Stimmung wurde nachher der Spaziergang von den beiden Polizeibeamten fortgesetzt.

Vor zweihundert Jahren. Die böse Ruthe, die in diesen Tagen des heil. Nikolaus besonderes Interesse beanspruchen darf, spielte in früheren Jahrhunderten eine viel ernstere und gefährlichere Rolle als heute. Vor zweihundert Jahren hat Pfarrer Bucher die Geschichte eines Bürgerjohannes Namens Panzros geschrieben. Darin wird beschrieben, wie sich der Magister Samson eine Art Maschine, den „Hundestall“, verfertigte, die bei der Rutheprozedur die armen Schulbuben so festhielt, daß sie sich nicht mehr rühren und wehren konnten. Ueber eine mit dieser Höllemaschine vorgenommene Züchtigung schilderte Samson an den Bürgermeister und den Peter Guardian folgenden hochnothwendigen Bericht: „Ich erscheine, als hätten mich die Hegen geritten. Aber das Lehramt ist ein hohes Amt, ein Staatsgeschick und darf nicht verächtlich gemacht werden. Und denken Sie sich die Frechheit! Doch wollte mich ein Schulknabe insultiren. Aber nein! Jage ich, die Ausbuben! Iat justitia et porcat mandus! Denen Sie, jage ich Ihnen, zu seiner wohlverdienten Strafe froch er in den Hundestall; aber noch hatte sich der Pöblichkeit nicht gehörig losgesteilt, das doch Alle, der Erste wie der Letzte, hergebrachtermäßen schon thun müssen, sobald die Sonnabendsektion anfängt. Daß Dich Donner und Blig treffe! Jage ich, denn er hatte noch 6—7 tüchtige Sünder hinter sich, und so ein boshaftes Versehen nimmt ja die Zeit unnütz weg. Weil aber doch die Heinkleider auf einer Seite los waren, so setzte ich mich den einen Fuß darein und riß eilig auf der andern Seite Hirtel, Hosenträger und Hosen entzwei, zog zugleich das Hemd so mächtig an mich, daß es mir halb in der Hand blieb, und nun ließ ich meinem gerechten Born so Bügel und Baum, daß die Ruthe schon beim 12. Hiebe bis auf Stumpf und Stiel zu Schanden gebauen war. Und jetzt griff ich erst nach der zweiten, die rechts neben mir im Wasser steckte. Wie das Ding pfiß, wie es durch die Luft saujete und wie mir das Herz lachte, als der Vogel vergeblich im Käfig sein Miserere heulte und nach allen Heiligen schrie. Wie mir nun ums Herz war, als auch die zweite Ruthe berstete und der Knabe blau und roth wie ein kupferner Kessel vor mir lag! und wie ich triumphirte, als der Bube von mir wegtrab auf allen Vieren und eine Weile weder stulte stehen noch gerade gehen konnte und seine Lumpen zusammensuchte.“ — Heute machen sie's denn doch milder!

Sarakiri. Der japanische Samurai (Ritter) wurde in den Zeiten der Feudalherrschaft nach Grundgesetzen von Ehre erzogen, wie sie wohl so scharf sonst nirgends auf der Welt zu finden geworenen sind. Dieser Ehrencodez war für den Samurai Gesetz, dessen geringste Uebertretung sich nur auf eine einzige Weise fügen ließ, durch das Sarakiri, das Bauchaufschneiden durch eigene Hand. So viel bekannt geworden ist, schreibt die „China Gazette“ haben Ausländer nur einmal Gelegenheit gehabt, eine derartige Prozedur mitanzusehen. Im Februar 1888 wurde nämlich Taki Kazuburo, ein Hauptmann im japanischen Heere in Hogo, zum Sarakiri verurtheilt, weil er auf harnlose Ausländer hat e feuern lassen. Man lud Betreuer der fremden Mächte ein, der Vollstreckung des Urtheils beizumohnen. Dies geschah in einem der Tempel von Hogo. Taki trat ruhigen und gemessenen Schrittes ein, verbeugte sich vor den japanischen und fremden Zeugen und setzte sich dann in reiseftvoller Haltung auf einer scharlachrothen, auf dem Boden liegenden Decke nieder. Nachdem er hierauf mit fester Stimme erklärt hatte, er wäre allein für das Feuern verantwortlich, brachte ein Diener einen 9 Zoll langen, sehr scharfen Dolch. Diesen ergriff der Verurtheilte und stieß ihn, nach dem Bericht eines Augenzeugen, tief in seine linke Seite, worauf er die Waffe langsam bis auf die rechte Körperseite rührte; dann zog er den Dolch wieder heraus und neigte den Kopf, worauf ihn ein anderer Samurai, der ihm mit helfen sollte, rascher ins Jensteits zu kommen, mit einem Schlage enthaupdete. Der letzte Theil des schauerlichen Aktes wird in Europa kaum bekannt sein. Die allgemeine Annahme, das Aufschneiden des Bauches habe das Leben eines verurtheilten Samurai beendet, scheint hiernach auf einem Irrthum zu beruhen.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walther Gebensleben. Rotationsdruck und Verlag von Otto Lohse, Gasse (Saale), Leipzigstr. 87.